

Kabuki

Seite 1

Jemand lud mich ins Kabuki-Theater ein, also ging ich mit.

Ich habe nicht viel Ahnung von Kabuki. Selbst bei den bekanntesten Stücken weiß ich nicht, worum es geht. Mir etwas anzusehen und rein gar nichts von der Handlung zu verstehen, stimmt mich traurig.

Wie bei „Der Pate“. Ich war noch ein Kind, als ich ihn sah, und Mafiadramen sind sowieso nicht mein Ding. Ich kann mir nie merken, auf welcher Seite die Protagonisten stehen, welche Interessen sie verfolgen und aus welchen Gründen sie miteinander verfeindet sind. Außerdem sahen die Italiener für mich alle gleich aus, so dass Leute, die ich für tot gehalten hatte, plötzlich wieder auftauchten. Dass die Mafia zu Rachezwecken Pferdeköpfe benutzte, war am Ende das Einzige, was ich verstanden hatte.

Damit mir so etwas nicht noch einmal passierte, verschaffte ich mir vor dem Theaterbesuch einen Überblick über die Handlung der Stücke, die auf dem Programm standen. Auch die Namen der Schauspieler lernte ich auswendig. Da die Namen von Kabuki-Schauspielern ständig wechseln, war Vorsicht geboten.

Als wir im Theater saßen, bemerkte ich ein paar Reihen vor uns zwei eindeutig nicht japanische junge Männer. Beide trugen rasiertes Haupthaar und, obwohl es mitten im Winter war, kurzärmlige weiße T-Shirts. Die Arme, die daraus hervorragten, waren dick wie Oberschenkel.

Schließlich fing das erste Stück an. Ein Kaufmann vom Lande kommt ins Freudenviertel von Edo und verliebt sich auf den ersten Blick in eine Oiran. Er wird zu ihrem Stammkunden, aber kurz bevor er sie freikaufen will, lässt sie ihn fallen... Diese Art Story. Der derzeit beliebteste junge Frauendarsteller spielte die Oiran und sah wunderschön aus.

Während des Stückes musste ich plötzlich an die beiden T-Shirt-Träger denken und fing an, mir Sorgen zu machen, ob sie verstanden, was vor sich ging. Eigentlich hatten sie ja englische Audioguides auf. Andererseits – was bitte hieß „Oiran“ auf Englisch? Ich versuchte im Kopf den beiden zu erklären, was Sache war.

„Also, eine Oiran ist eine hochrangige Prostituierte – obwohl, eigentlich ist sie gleichzeitig so etwas wie ein Popstar – jedenfalls arbeitet sie in einem Teehaus, wo natürlich nicht wirklich Tee verkauft wird, und dann kommt dieser Kaufmann und will... Also normalerweise wird eine Oiran erst nach einer gewissen Anzahl von Jahren aus dem Dienst entlassen, aber...“ Es war hoffnungslos. So würden sie gar nichts verstehen. In meinem Kopfkino sahen sich die beiden ratlos an und zuckten mit den Schultern.

Seite 2

Ich versuchte, mich wieder auf das Bühnengeschehen zu konzentrieren, aber nachdem ich einmal damit angefangen hatte, konnte ich nicht mehr aufhören, mich bei jeder Kleinigkeit zu fragen, wie sie auf die beiden wirken mochte. „Hey Bob“, hörte ich den einen sagen, während er auf die Geta-Sandalen der Oiran zeigte, „Sind das Schuhe

oder Schachteln?“ „Hm. Und sag mal, Sam, wo wir schon dabei sind, was sollen eigentlich diese Masten sein, die aus ihrer Frisur rausgucken wie bei einem Schlachtschiff?“, sagte der andere. „Ja, und warum rasieren sich die Männer den Kopf alle nur in der Mitte? Hat das religiöse Gründe?“ Selbst als die Oiran dem Kaufmann eine üble Abfuhr erteilte und er sie aus Rache mit dem Schwert umbrachte, konnte ich mich nicht konzentrieren – die beiden ließen mir einfach keine Ruhe.

Nach der Pause folgte ein Tanzstück namens „Yakko Dojoji“. Die beiden T-Shirt-Träger vor uns waren mittlerweile unbemerkt verschwunden, aber für mich war es zu spät. Sam und Bob hatten sich in meinem Hirn eingenistet und vollends meiner Wahrnehmung bemächtigt. Durch ihre Augen betrachtet wirkte die Nummer wie ein hyper-avantgardistischer Ausdruckstanz. Ein weiß geschminkter Tänzer schien sich abwechselnd in eine Frau und in einen Mann zu verwandeln und mit einer Gruppe weiß gekleideter Figuren mit glänzend-blauen Köpfen Jitterbug zu tanzen. Plötzlich erschien ein schrill kostümierter Terror-Trupp und ging mit Kirschblütenzweigen auf ihn los. Ohne sie zu berühren, schmetterte er all seine Angreifer nieder. Schließlich fuhr eine riesige Glocke – oder war es ein Kessel? – von oben herunter, der Tänzer kletterte darauf und machte, oben angekommen – warum auch immer – ein mächtig stolzes Gesicht. Mysteriös. Fantastisch.

Soweit meine Kabuki-Erfahrung. Was mich allerdings wurmt, ist, dass Sam und Bob auch jetzt, Monate nach dem Theaterbesuch, keine Anstalten machen, mich in Ruhe zu lassen. Kaum springt ihnen etwas Unbekanntes ins Auge,

wollen sie eine Erklärung haben. Als ich zu Neujahr die mehrstöckige Pyramide Klebreisbällchen in den Hausaltar stellte, als im Fernsehen die Männer beim Onbashira-Tempelfest gezeigt wurden, wie sie auf Baumstämmen den Hang hinunterritten – und letztens sogar, als ich mich am Bahnhof über eine japanische Toilette hockte, hieß es: „Wow! Was ist das denn?“

Also wirklich, Sam und Bob. Euch das von vorne bis hinten zu erklären, ist eine Zumutung.

Außerdem machen mich eure kurzen Ärmel ganz nervös. Draußen liegt Schnee. Was wollt ihr denn machen, wenn Sommer wird?

**, Yakko Dojoji“*

Die Handlung dieses Kabuki-Tanzstücks ist im Tempel Dojoji angesiedelt, wo sich laut einer Legende vor langer Zeit ein Liebesdrama ereignet hat: Ein junger Priester namens Anchin war vor seiner liebestollen Verehrerin Kiyohime geflohen und hatte sich unter der Tempelglocke versteckt. Daraufhin hatte sich Kiyohime vor lauter Leidenschaft in eine Schlange verwandelt, sich um die Glocke gewickelt und ihn mit ihrem Feuer verbrannt. Seitdem wird bei der Dojoji-Tempelglocke jedes Jahr eine Seelenmesse abgehalten.

Mit einer solchen Messe beginnt das Stück „Yakko Dojoji“ (wörtlich etwa: „Dojoji mit Mann“). Eine Tänzerin namens Hanako wohnt der Zeremonie bei, aber die Mönche entlarven sie schnell als den verkleideten Sakon, einen

Kyogen-Tänzer, und überreden ihn, für sie zu tanzen. Während des Tanzes zeigt er jedoch plötzlich sein wahres Gesicht, und es stellt sich heraus, dass er die Wiedergeburt des liebessollen Schlangengeistes von Kiyohime aus der Legende ist. Die erschrockenen Mönche rennen davon, und eine Gruppe Gesetzeshüter erscheint, um den bösen Geist einzunorden. (Die hier als „schrill kostümierter Terror-Trupp“ wiedergegebene Gruppe wird von der Autorin im Original als „Shocker-artig“ beschrieben, eine Anspielung auf die gleichnamige Organisation aus der Superhelden-Reihe „Kamen Rider“ von Shotaro Ishinomori). Der aufgebrachte Geist jedoch wirft sie mit seinen übernatürlichen Kräften nieder und schmeißt sich auch diesmal wieder blindwütig auf die Tempelglocke.

(Anm. d. Übers.)

Seite 3

Ich im Juli

1.

Während der Pfirsichsaison esse ich Pfirsiche. Nur Pfirsiche.

Pfirsiche sind köstlich. Köstlich – ein anderes Adjektiv fällt mir dazu nicht ein. Sie existieren nur, um köstlich zu sein. Sie sind so durchweg köstlich, dass es mich fast verunsichert.

Sind Pfirsiche nicht ein bisschen zu perfekt auf die Bedürfnisse des Menschen abgestimmt? Diese dünne Haut, dieses durch und durch köstliche saftige Fruchtfleisch – es

ist, als würden sie sagen: „Komm schon, iss mich!“ Zu schön, um wahr zu sein. Da muss es doch irgendwo einen Haken geben.

Natürlich gibt es auch andere Früchte, die darauf spezialisiert sind, köstlich zu sein. Erdbeeren zum Beispiel. Erdbeeren sind auch köstlich. Sie haben sogar netterweise auf Schale verzichtet und die Größe der sonst lästigen Samen auf ein Minimum reduziert, damit man sie besser essen kann. Mit ihrem appetitlichen Rot strahlen sie einen nur so an. Sie brennen förmlich darauf, verspeist zu werden. Außerdem hat ihr grünes Mützchen die perfekte Form und Größe, um sie sich zu schnappen und zum Mund zu führen.

Trotzdem sind mir Pfirsiche wesentlich suspekter. Wahrscheinlich liegt es daran, dass sie irgendetwas Menschliches an sich haben. Diese Farbe, diese Form, diese samtige Haut – einfach alles an ihnen erinnert mich an ein menschliches Baby. Ich glaube, ihr Fleisch zu essen gibt mir das Gefühl, etwas Unmoralisches zu tun.

Unentwegt schlage ich mich mit diesem Gedanken herum, aber kaum habe ich einen Pfirsich vor mir, löst er sich in Luft auf. Während ich den Pfirsich esse, ist mein Hirn von nichts anderem erfüllt als von Duft, Geschmack und Konsistenz des Pfirsichs, und von meiner eigenen Stimme, wie sie schreit: „EIN PFIRSICH! EIN PFIRSICH! EIN PFIRSICH!“ und schmatzt: „NJAM NJAM NJAM NJAM NJAMMM!“ Pfirsiche sind wirklich schlimm!

2.

Zunächst umfasse ich ihn mit beiden Händen von unten, nehme ihn sanft zur Nase hoch und atme genüsslich seinen Duft ein – aufgeregt wie ein Hund, der eine verlockende Fährte erschnüffelt hat. Anschließend drehe ich ihn hin und her und begutachte Form und Farbe, wie die eines erlesenen Gefäßes bei der Teezeremonie.

Seite 4

Ich studiere die unvergleichliche Beschaffenheit seiner Furche und das samtige Gefühl seines Flaums. Zu guter Letzt hebe ich den Pfirsich gen Himmel und bedanke mich ehrerbietig, lege ihn still zurück an seinen Platz und mache eine leichte Verbeugung. Diese Prozedur wiederhole ich mehrmals am Tag.

Was man als Anfänger beachten muss, ist, dass man es, auch wenn der Flaum des Pfirsichs noch so verlockend weich aussieht, tunlichst vermeiden sollte, seine Wange an ihn zu schmiegen. Ich habe eine Freundin, die als Kind einmal gedankenverloren ihre Wange an einen Pfirsich geschmiegt und mit einem geschwellenen Gesicht dafür bezahlt hat. Dieselbe Freundin ist übrigens auch einmal mit dem Hintern in einer dieser runden *Onakamoto* - Zuckerdosen stecken geblieben, die man sich früher schenkte, und hat ihn nicht mehr herausbekommen.

3.

Gibt es nicht eine Religion, in der Pfirsiche verehrt werden?
Wenn ich Pfirsiche esse, werde ich in meinem Kopf zu einer von tausend Stammesangehörigen, die einen riesigen Pfirsich umringen, „UGA AGA!“ schreien und sich vor ihm niederwerfen.

Meinen umfangreichen Recherchen zufolge gab es während der Edo-Zeit eine mündlich überlieferte Version der Momotaro-Legende, in der „Momotaro nicht wie sonst aus einem herbeigeschwommenen Pfirsich geboren wird, sondern der Pfirsich stattdessen das alte Ehepaar, das sich ein Kind wünscht, wieder jung macht, so dass sie sich sexuell vereinigen und ihn auf natürlichem Wege bekommen können“, aber auch das Ausfindigmachen dieser schockierenden Tatsache ändert nichts daran, dass die Existenz eines Pfirsichkultes nicht bestätigt werden konnte.

4.

Die Pfirsichsaison ist fast zu Ende.

Um mich in kleinen Schritten auf den schweren Abschied vorzubereiten, lege ich einen Pfirsich vor mich hin und sage: „Bald müssen wir uns trennen.“ Dann flehe ihn doch wieder an: „Geh nicht!“ und sage Dinge wie: „Ich werde Dich beschützen, solange ich lebe!“

Aber wovon will ich ihn eigentlich beschützen?

Vor dem Supermarktmitarbeiter, der an der Kasse rücksichtslos andere Waren auf die Pfirsichkiste legt?

Auch heute habe ich wieder Pfirsiche gegessen.

Seite 5

Mein Vater - Drei Zitate

1.

„Warum musst du einem eigentlich immer in die Quere kommen?“

In meinem Elternhaus gibt es zwischen Carport und Garten einen schmalen Gang mit Eisentor. Eines Tages fand ich den Plastikdeckel einer Kleiderbox dagegen gelehnt. Damals war ich noch Angestellte. Ich dachte, der Deckel sei Müll, also warf ich ihn weg. In dieser Situation sagte mein Vater den obigen Satz zu mir.

Ein paar Jahre vorher war eine große Kröte bei uns im Garten eingezogen. Ein Riesending, zwei Handspannen groß, mit hellbrauner Haut und schwarz-weißen Streifen an der Seite. Ekelerregend! Aber jeden Frühling tauchte diese Kröte wieder bei uns auf. Wahrscheinlich hatte sie irgendwo im Garten einen Platz zum Überwintern gefunden. Abends im Sommer, wenn es dunkel war und man ganz stillhielt, sah man ab und zu ihre Zunge hervorschnellen und ein Insekt fangen. Nach und nach entwickelten wir alle eine gewisse Zuneigung für sie. Besonders mein Vater verlieh diesem Gefühl Ausdruck, indem er ihr Namen gab wie „unsere Kröte“.

Seine größte Sorge war, „unsere Kröte“ könnte durch die Lücke unterm Tor nach draußen gelangen und überfahren

werden (bei unserer Katze damals hatte er Angst gehabt, sie würde bei einem Erdbeben weggeschleudert werden und verloren gehen, aber sein Vorschlag, in die Lücke ein Drahtnetz einzubauen, war vom Rest der Familie abgelehnt worden) – den Kleiderboxdeckel hatte er dorthin gestellt, um das Entkommen der Kröte zu verhindern. Aber diesen Satz, den er zu mir gesagt hat – nicht, dass ich seine Gefühle nicht nachvollziehen könnte – aber den fand ich trotzdem nicht in Ordnung.

Nachdem die Kröte drei weitere Jahre überlebt hatte, fanden wir sie tot in einer Pfütze auf, die sich in einer Kuhle im Garten gebildet hatte. Mein Vater meinte: „Nee, die fass ich nicht an!“, also war ich es, die sie mit beiden Händen herausheben und begraben musste. Ihre Haut war glitschig und fühlte sich grauenhaft an. Nicht in Ordnung!

2.

„Das ist aber nicht Kotaros Schuld!“

Seite 6

Einmal bin ich von unserem eigenen Hund gebissen worden. Es war, als ich noch zu Hause wohnte, ich saß am Esstisch und aß, er kam an und setzte sich zu meinen Füßen. Unser Hund war ziemlich auf Essen fixiert – immer wenn jemand von uns etwas aß, kam er mit gierigen Bettelaugen dazu und sabberte Fäden. Während ich unbeeindruckt weiterkaute, trat ich ihm aus Versehen auf den Schwanz. Der Hund jaulte gequält auf, sprang hoch, schnappte nach mir und biss mich ins Knie.

Am nächsten Tag fingen die zwei Löcher, die seine Hauer hinterlassen hatten, an zu eitern, mein ganzes rechtes Bein wurde heiß und schwoll so sehr an, dass ich dachte, es würde platzen. Als mein Vater mich wie einen schwerverletzten Soldaten die Treppe herunterhumpeln sah, sagte er diesen Satz zu mir. Kotaro hieß unser Hund.

Beim Arzt musste ich nicht nur eine extrem schmerzhaftes Tetanusspritze über mich ergehen lassen, sondern auch noch einen Vortrag darüber, dass ich dem Hund gründlicher die Zähne putzen sollte.

Als Kotaro starb, stellte mein Vater im Wohnzimmer ein Porträt des Verstorbenen auf, brannte zu seinen Ehren täglich Räucherstäbchen ab, rezitierte das Herz-Sutra, und schloss sein Trauerritual, streng nach Vorschrift, erst am neunundvierzigsten Tage ab.

3.
„So 'ne Schlabberei!“

Wenn etwas zu weichgekocht war, sagte mein Vater jedes Mal: „So 'ne Schlabberei!“, aber außer ihm habe ich noch nie jemanden dieses Wort benutzen hören. Erst dachte ich an Dialekt, aber auch als ich die Verwandten aus seinem Dorf danach fragte, sagten sie alle: „Nee, nie gehört.“

Trotzdem ist meiner Schwester und mir dieser Ausdruck irgendwie ans Herz gewachsen, und wir benutzen ihn auch jetzt, wo Vater nicht mehr da ist, immer noch regelmäßig.

„Das ist jetzt aber 'ne ziemliche Schlabberei, oder?“ „Ich
find Kürbis muss man zu 'ner richtigen Schlabberei
zerkochen, dann ist er am leckersten.“ „Guck mal, meine
Haut hier ist vielleicht 'ne Schlabberei
geworden!“ „Schlabberei“ „Schlabberei“ „Schlabberei“

(Die obigen Aufsätze sind dem Sammelband *Himitsu no
Shitsumon* von Sachiko Iwamoto entnommen, erschienen
2019 bei Chikumashobo)